

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 34.

Posen, den 11. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

21. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Brée erhielt eine Ansichtskarte aus Mailand. „Herzlichste Glückwünsche, Ihr ergebener Janotta!“ Es hätte nichts geschadet, wenn Viane einen Gruß hinzugeflügelt hätte, dachte der Baron.

Er dinierte mittags nicht in seinem Wunderhaus, sondern fuhr mit der Prinzessin und Fräulein Antar in eine kleine Musternstube. Er verglich sie miteinander, während sie an den Scheren eines Hummers nagten, und fand, daß sie ihm beide nicht sonderlich gefielen. Wo war der neue Typ? Bei einer Flasche Chablis fiel ihm ein, wie schade es war, daß eine Frau wie Viane einen nüchternen Bürokraten zum Mann hatte. Sie war ein schönes Wesen, einfach und unkompliziert. Sie hatte den Leib Vesters und die Seele eines Kindes. Er hatte ihre Augen gern, die so scheu in die Welt blickten. Es war eine Wohltat, mit ihr zu sprechen.

Brée verabschiedete sich und raste abermals zum Flugplatz. Er stand über den Chauffeur gelehnt und spornete ihn an. Er war auf die Idee verfallen, nach Mailand zu fliegen und Janottas abzuholen.

Brée hatte Pech. Als er ins Hotel de l'Europa stürzte, wo Janottas gewohnt hatten, sagte ihm der Portier: „Die Herrschaften sind vor einer Stunde abgereist.“ Doch der rasende Ferdinand ließ sich nicht entmutigen. Sein Apparat war mit den modernsten Scheinwerfern ausgerüstet, er konnte durch die Nacht fliegen. Er flog in dreihundert Meter Höhe und ließ die Scheinwerfer auf dem Bahndamm spielen, der unter ihm lag. Die blanken Schienen glitzerten in der Lichtflut. Mitten in der Nacht hatte er den Zug Mailand—Berlin eingeholt. Nach wenigen Minuten war der Zug schon außer Sicht. In der Nähe der Station Kreuzfeld ging er auf einen Acker nieder und zog den Apparat zwischen den Häusern hindurch zur Bahnhofstraße. Zwei Beamte von der Güterabfertigung waren ihm behilflich, das Flugzeug auseinanderzunehmen und zu verpacken. Als der Zug eintraf, wurde der Apparat in den Gepäckwagen geschafft, während er sich selbst vergnügt in ein Abteil setzte und dem Morgen entgegenfuhr.

Janotta fiel fast in Ohnmacht, als er den Speisewagen betrat und den Baron vor seinem Frühstück sitzen sah. Er blieb an der Tür stehen und wartete auf seine Frau. „Ist das Brée?“ fragte er sie, und Viane brach in lautes Lachen aus.

Brée erzählte seine Geschichte, die wirklich sehr amüßant war: denn Viane war so vergnügt, wie seit Monaten nicht mehr. Janotta dagegen blieb ernst und schweigsam.

Der Baron sagte, als er in ihrem Abteil Platz genommen hatte: „Nun kommen Sie doch unverrichteter Sache zurück. Ich habe es mir gleich gedacht. Ich bleibe dabei, daß Bransen nicht mehr lebt oder nach der neuen Welt entkommen ist.“

Janotta zuckte die Achseln. „Es ist rätselhaft. Und dabei habe ich das bestimmte Gefühl, daß Bransen sich noch in Italten aufhält.“

„Nein,“ entgegnete Viane in bestimmtem Ton, „ich glaube, Baron Brée hat recht.“

Dieser Ton fiel ihrem Mann nicht auf, Brée dagegen spürte etwas Sonderbares in ihren Worten. Er entsann sich des Gesprächs, das er mit ihr in Venedig geführt hatte. Ohne Zweifel, sie trat für Bransen ein, ohne daß sie es vielleicht selbst wußte. Er bemerkte, daß ihr ganzes Wesen eine scheue Zurückhaltung, ja fast eine furchtsame Besorgnis annahm, wenn von Bransen die Rede war.

„Die Spur, die nach Chioggia wies, hat sich wohl auch als Niete erwiesen?“ erkundigte er sich.

„Sie war ebenso haltlos wie alle anderen Spuren,“ entgegnete Janotta. „Wir sind persönlich dort gewesen, und man sagte uns, vom Bürgermeister bis zum letzten Konstabler herab, daß ein Fremder, dessen Steckbrief noch dazu im Rathaus aushing, sich nicht in einer so kleinen Stadt wie Chioggia vergraben könne. Und trotzdem: meine Frau glaubt Bransen gesehen zu haben.“

Brée sah auf. „In Chioggia?“ Wieder bemerkte er die nervösen, hilflos irrenden Blicke Vianes.

Janotta fuhr fort: „Ja, in Chioggia. Viane sagte mir: in einer Seitenstraße, da habe sie ihn mit einem anderen Manne gesehen. Nun, meine Frau ist etwas nervös, und ich bin überzeugt, daß sie sich irrte. Nicht wahr, mein Kind? Du gibst zu, daß es vielleicht nur eine Aehnlichkeit war, und vielleicht nicht einmal das? Du hast dich getäuscht?“

Viane blickte mit großen, schuld bewußten Augen auf ihren Mann. „Ich werde mich geirrt haben,“ lächelte sie scheu. „Der Bürgermeister hat dir ja gesagt, daß es vollkommen ausgeschlossen sei.“

Brée versuchte, in den nächsten Tagen in Potsdam empfangen zu werden, aber Janotta machte Ausflüchte, die ihm allzu durchsichtig erschienen. Es war offenbar, daß Janotta Versteck spielte. Hatte er Angst um seine kleine, schöne Frau? Brée war gar nicht so gewissenlos, daß er eine glückliche Ehe aus egoistischen Gründen zerstört hätte. Nun, wenn Janotta nicht wollte —

Er verglich also wieder die Prinzessin Hamsuchin mit Fräulein Antar, er kehrte reumütig zu ihnen zurück. Als Janotta eines Tages bei ihm ankündete, erfuhr er, daß der Baron nach Aegypten gereist sei. Da nun gleichzeitig mit Brée die Prinzessin sowie Fräulein Antar aus dem unterirdischen Hotel verschwunden waren, so nahm der Manager dieses Hauses an, daß sich der Baron nicht allein in Aegypten aufhalte. Die Folge aber war, daß er Mr. Wells aus Kanada in die ihm ehemals reservierte Flucht im vierten Stock zurückführen konnte.

*

Bransen erhielt, nachdem er wochenlang gewartet hatte, einen kahlen, beschädigten Briefumschlag von großem Umfang. Als ihm der Postbote den Brief brachte, geriet er in Aufregung und versuchte von der Schrift auf den Absender zu schließen. Die Adresse war indessen so flüchtig hinakritzelt, daß es ein Rätsel war,

wie die Post die Worte entziffert hatte. Das B von Berlin stieß oben den Namen Herolder durch, unten die Straße, es stand dabei ganz für sich da, nur mit einem Gedankenstrich versehen: B —, genau so wie das „An Herrn —“ nur mit einem H — angedeutet war. Der Umschlag, in den eine Zeitung hineingepackt hätte, wies einen Flecken von roter Tinte oder von einer roten Säure auf, es hatte ferner den Anschein, als wenn er über eine brennende Kerze gehalten worden war: die eine Seite war von Rauch geschwärzt; ein paar Talgtropfen hatte man abgekratzt, ohne daß sie ganz verschwunden waren. Bransen sah eine Viertelstunde über dem Brief, bevor er ihn öffnete. Er studierte die Schrift geradezu wie ein wissenschaftliches Phänomen. Er schüttelte den Kopf über die sonderbare Art der Versiegelung. Der Absender hatte drei verschiedene Farben benutzt, es mußte ein reiner Siegellacknar sein. Eins der Siegel besaß einen goldbraunen Ton, das andere einen grünen, das dritte einen violetten. Als Pestschaft hatte man sich offenbar eines Schrankschlüssels bedient. Bransen löste die Siegel und schüttelte abermals den Kopf: der Umschlag war leer. Erst als er ihn der Länge nach aufgeschnitten hatte, bemerkte er einen kleinen Zettel im Format einer Visitenkarte. Hierauf standen fünf bis sechs Worte, die in einem Zug geschrieben waren, unterschrieben war der Satz mit einem mächtigen „H“, das den ganzen noch freien Platz in Anspruch nahm. Dies H ähnelte einem Q, es befand sich in einem Zustand, in dem sich noch nie ein „H“ befunden hatte.

Die Worte bedeuteten: „Erwarte Ihren Besuch, junger Mann! H.“ Das „H“ bedeutete Hirnbringer, Professor Hirnbringer.

Bransen ließ eine Leber im Stid, aus der er Glykogen gewinnen wollte. Ein mikroskopischer Eiweißniederschlag, mit dem er sich in den letzten Wochen beschäftigt hatte, um eine neue Verbindung ausfindig zu machen, hatte keinerlei Interesse mehr für ihn. Eine „gezogene“ Blausäure-Tinktur, untermischt mit Aether und zehn Prozent Alkohol, nahm er vom Ofen und goß die wertvolle Flüssigkeit (ein Bestandteil des Karols) in die bereitstehende Retorte.

Er erwog zweierlei: sollte er sich ganz und gar einem Fremden anvertrauen oder war es besser, sich zunächst abwartend zu verhalten, zu forschen, auszukundschaften, ob Hirnbringer der rechte Mann für ihn war? Er entschloß sich für das letztere und ging.

Das Mädchen, das ihm öffnete, führte ihn ins Wartezimmer. Hier saß aber eine große Anzahl von Personen; es konnten noch ein paar Stunden vergehen, bis er vorgelassen wurde. Er setzte sich und hoffte, von seinem Stuhl den großen Mediziner betrachten zu können, wenn er einen neuen Patienten hereinrief. Nach kurzer Zeit wurde die geposterte Doppeltür geöffnet; ein blonder Hüne neigte seinen Kopf aus der von Sprechzimmergerüchen geschwängerten Atmosphäre und rief eine Patientin zu sich.

Eigenartig, Bransen hatte sich von dem Professor eine ganz und gar andere Vorstellung gemacht! Er erwartete, einen kleinen, steinalten Mann vor sich zu sehen, der Brille sowie Vollbart trug, einen Mann, kurz gesagt, der es fertig brachte, drei verschiedene Arten von Siegellack für einen einzigen Brief zu benutzen: dieser Hüne dagegen war ein nüchterner Tatfahnenmensch, dem man es nicht ansah, daß er überhaupt einen Umschlag mit Siegellack schloß.

Bransen vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte. Er verlegte sich auf das Studium einzelner Köpfe, über die ein Zucken lief, wenn aus dem Sprechzimmer ein unerwartetes Geräusch klang. Man hörte das Summen eines elektrischen Apparates; die Leute hier schwiegen dumpf und lauschten ängstlich der gefährlichen Musik. Ein kleiner erstkatter Schrei drang herein, der eine peinliche Wirkung ausübte. Eine sehr korpulente Frau mit einem zweifellos verfetteten Herz erhob sich freidebleich

und ging. Man hörte vom Flur das energische Zuschlagen der Haustür.

Er überflog die ausgelegten Wihblätter, war aber ebenso unfähig zu lachen wie die Patienten. Wie sich die Ärzte das Leben vorstellten! Bei Gott, sie erwarteten, daß man die öden Witze las und sich vor Lachen biegend ihnen näherte und unter einem Lachkrampf gestand, vor Schmerzen weder essen noch schlafen zu können!

Das Mädchen kam herein und fragte ihn: „Sind Sie Herr Herolder?“

„Ja.“

„Herr Professor läßt bitten, sich noch etwas zu gedulden.“ Damit ging sie und ließ ihn in guter Stimmung zurück. Als sich die Postertür wieder öffnete, um einen neuen Patienten zu verschlucken, grüßte er freundlich zu dem Hünen hin. Sein Gruß wurde nicht erwidert.

Endlich war der letzte Patient an der Reihe. Bransen rückte aufatmend zurecht, um aufzustehen. Aber er hatte sich getäuscht, denn als der Hüne wieder in den Wartesaal blickte und niemand außer ihm bemerkte, schloß er die Tür. Und Bransen war gezwungen, wieder ruhig zu sitzen. Bis von neuem das Mädchen kam und ihn in das Sprechzimmer führte.

Der blonde Hüne war im Begriff, den weißen Kittel mit einem dunklen Jackett zu vertauschen. „Herr Herolder?“ fragte er.

Bransen trat näher.

„Professor Hirnbringer läßt Ihnen sagen, daß er in einer halben Stunde zurück ist. Er ist nur zum Essen gegangen. Sie möchten ihn hier erwarten. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Bransen unterdrückte seine Ueberraschung. Sieh an, dies war nur der Assistent! Am Ende hatte er doch recht mit dem Vollbart und der Brille! Die Vorstellung von einem Mann, der ein Siegellackverschwender war, wurde wieder lebendig. Der Assistent verabschiedete sich und ließ ihn allein zurück.

Bransen wartete über eine Stunde in dem hohen, weißen, unheimlich schweigenden Saal. Der auseinandergeklappte Operationsstuhl machte den Eindruck eines gefolterten Riesen. Die schwere Bogenlampe, die über ihm hing, hatte ein verzerrtes menschliches Gesicht. Der Röntgenapparat in der Ecke, die Elektrifiziermaschine, die Glasschränke mit den gebogenen Instrumenten und gekrümmten Scheren, die Schalen, in denen abgestandene, übertriebene Flüssigkeiten lagerten, schwiegen in einer rätselhaften Bekommenheit, als hätten sie Geheimnisse zu verbergen. So sehr Bransen diese Atmosphäre liebte und an sie gewöhnt war: es lag hier etwas von der Grausamkeit der Wissenschaft, von der fiebernden Angst Kranker, von dem Stöhnen aufgeschnittener Leiber, von dem Entsetzen Sterbender in der Luft, das auf die Nerven ging. In seinen Betrachtungen hörte er plötzlich die Uhr schlagen und stellte fest, daß er schon die zweite Stunde wartete.

Das Warten wurde ihm unerträglich. Hatte ihn der Mann vielleicht vergessen? Bransen rannte voller Ungeduld durch den Saal, die Brust gewettet vor innerer Erregung.

Es wurde dunkel, doch Hirnbringer kam nicht. Bransen läutete dem Mädchen. „Hat Professor Hirnbringer nicht hinterlassen, wo er ist?“ fragte er gereizt.

„Herr Professor hat nur angeordnet, daß man Sie bitten möchte, zu warten,“ entgegnete das Mädchen. „Ich habe keine Ahnung, wo er sich befindet.“ Sie schaltete Licht ein und verschwand.

Also gut, Bransen wollte warten bis in die Nacht hinein. Er warf sich in einen Ledersessel und griff nach einem Buch: Die Beziehungen der Seele zum Körper. „Nonsens!“ grollte Bransen und warf das Buch hin.

Um sieben Uhr abends schritt das Telephon. Da das Mädchen nicht kam, erhob sich Bransen aus seinem Sessel und legte die Hörmuschel ans Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied.

Drumten pfeift ein Zug durchs grüne Land —
Morgen, morgen fahr' auch ich davon!
Letzte Blumen pflückt verirrte die Hand,
Und sie welken, eh ich fort bin, schon.

Abschied nehmen ist ein bittr'es Kraut,
Wächst an jedem Fleck, den ich geliebt;
Keine Städte, die ich mir gebaut,
Heimat wird und Heimattrieben gibt.

In mir selber muß die Heimat sein,
Jede andre weilt so schnell hinab,
Jede lieb mich gar so bald allein,
Der ich alle meine Liebe gab.

Tief im Wesen trag ich einen Keim,
Der wird stille größer Tag für Tag;
Wenn er reif ist, bin ich ganz daheim,
Und es ruht der ewige Pendelschlag.

Pantoffelhelden und Pantoffelhelden-Geschichten.

Von Eugen Isolani.

Die Macht des Pantoffels. — Eingeständenes Pantoffelheldentum. — Der Sänger unter dem Pantoffel. — Der Pantoffelheld im Reichstag. — Frauenzimmerpolitik.

(Nachdruck verboten.)

Es ist kein Fährchen so zierlich und fein, daß nicht unter seine Pantoffeln ein Mann kommen könnte. Ja, es ist eine bekannte Tatsache, daß die kleinsten Pantoffelchen sogar die größte Macht auszuüben vermögen. Und die Macht eines Pantoffels ist zuweilen größer als die Kraft und Gewalt des größten, stärksten Mannes.

Es ist nun nach meiner Ansicht durchaus keine Schande, ein klein wenig Pantoffelheld zu sein. Schon die Forderung des Dichters: „Komm den Frauen hart entgegen“, schließt, sobald sie sich auf die eine eigene Frau erstreckt, ein wenig Pantoffelheldentum in sich. Jeder gute, d. h. liebevolle Gemann, ist wohl ein wenig Pantoffelheld, und er soll es ruhig eingestehen.

Unangenehm allerdings aber muß es sein, wenn vor einem tausendköpfigen Publikum, von der Bühne herab, der Pantoffel gezeigt wird, unter welchem ein Sänger steht. Diese Unannehmlichkeit ist vor mehreren Jahren einmal einem deutschen Sänger in Amerika passiert.

Der bekannte deutsche Sänger ist der Gatte einer berühmten deutschen Sängerin, die sehr gefeiert wurde, und für längere Zeit zur Ausübung ihrer Kunst nach dem Goldlande des Gesanges, Amerika, ging. Das fünfzigjährige Künstlerjubiläum eines amerikanischen Bühnenkünstlers wurde gefeiert, und dieses seltene Fest wurde durch eine Benefizvorstellung im Metropolitan-Opernhaus festlich begangen. Was damals nur an Gesangsgrößen in New-York anwesend war, wirkte in dieser Benefizvorstellung mit, nur jenes Künstlerpaar nicht. Zwar hatte der Gatte ebenfalls seine Mitwirkung zugesagt, aber im letzten Augenblick wieder zurückgenommen, so daß das Programm noch in der letzten Stunde wieder verändert werden mußte. Das fiel natürlich im Publikum sehr auf, und der jubelnde Künstlerbenefiziant sah sich daher veranlaßt, eine Erklärung darüber zu veröffentlichen. In einer Ansprache am Schlusse der Vorstellung bedankte sich der feiernde und gefeierte Künstler beim Publikum für die ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen und Ehrungen, und bei den Mitwirkenden für ihre Teilnahme. Dann fuhr er, auf die Veränderungen im Programm eingehend, welche durch die Absagen bedingt wurden, fort, und sagte unter anderem:

„Ich hoffe, daß Sie Herrn . . . entschuldigen werden; in meiner langjährigen Erfahrung ist er der erste, der bei seiner Entschuldigung bei der Wahrheit geblieben ist. Er ließ mir mitteilen, daß er absagen müsse, weil ihm seine Frau nicht erlauben wolle, in meinem Benefiz zu singen. Das ist ein zierlicher Grund. Ich bin selbst ein verheirateter Mann, und überlasse es jedem hier anwesenden, verheirateten Manne, zu entscheiden, ob es eine Appellation gegen das Verdict der Ehegattin gibt!“

Vor einiger Zeit ereignet sich in einer kleinen, deutschen Stadt ein Vorfall, der zeigte, daß es mehr so mutige Leute gibt, die ungeschämt, öffentlich sogar, ihre Abhängigkeit vom Pantoffel dokumentieren. Der Vorsitzende einer gut bürgerlichen Versammlung jenes Ortes stellte, als die Debatten vollständig erschöpft waren, zum Schlusse die Frage auf, ob etwa sonst noch jemand zur freien Diskussion das Wort verlangen wolle. Da erhob sich denn ein ehrbarer, älterer, jovialer Herr und sprach: „Ich hätte wohl den Wunsch, daß die Herren von der Presse, die uns immer in dankenswerter Weise ihre lebenswürdige Aufmerksamkeit schenken, den Schlußsatz weglassen möchten.“ Der Vorsitzende verstand diesen Antrag nicht sogleich, und nun erläuterte der Interpellant — übrigens unter großem Beifall der „alten Herren“ — seinen Wunsch dahin: „Ich meine das nämlich so: Unsere Versamm-

lung ist zum Beispiel heute um zehn Uhr zu Ende. Und da das verhältnismäßig früh ist, geht man noch ein Glas Bier trinken. Es werden wohl auch manchmal zwei Glas; ein paar Herren spielen Sat, und man liebt ein Viertelstündchen, und so kommt man sachte „dusement“ gegen ein Uhr nach Hause. Am anderen Morgen sitzt man, nichts Böses ahnend, beim Kaffee und liest die Zeitung, und da hält einem dann die teure Gattin den Versammlungsbericht vor die Nase, wo in der letzten Zeile steht: Schluß der Versammlung zehn Uhr. — „Und du bist um ein Uhr aus der Versammlung gekommen!“ — Natürlich gibt es dann einige unangenehme Auseinandersetzungen. Was liegt den Herren von der Presse daran, „Schluß zehn Uhr“ zu schreiben?“

Der freimütige Interpellant und Pantoffelheld schien in der Tat den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, denn sein Antrag fand die allgemeinste Unterstützung, und der Vorsitzende übermittelte diesen unter vieler Heiterkeit an die anwesenden Mitglieder der Presse.

Das mächtige Fürsten unter dem Pantoffel gestanden haben, ist wohlbekannt. Die „Frauenzimmerpolitik“ spielte zu allen Zeiten und bei allen Völkern dann und wann einmal eine Rolle, und nicht immer war es die Politik der Frauen, sondern auch manchmal eine Politik der Matriese.

Aber daß auch sonst noch der Pantoffel auf die Gesetzgebung und Politik Einfluß ausüben kann, zeigt das folgende wahre Geschichtchen eines bereits verstorbenen Reichstagsabgeordneten.

Zu den regelmäßigsten Tribünenbesucherinnen des Deutschen Reichstags gehörte die Gattin jenes Parlamentariers, der in seiner norddeutschen Heimat als Bürgermeister ein kleines Gemeinwesen leitete, und sich von anderen Abgeordneten dadurch in bemerkenswerter Weise unterschied, daß er das ehrwürdige Haupt stets mit einem Samtkläppchen bedeckt trug. So oft nun die Dame ihren Stammsitz oben auf der Tribüne einnahm, geschah es, daß ihr Gatte sich unten im Saale von seinem Sitze erhob und sich — zum Worte meldete. Böse Jungen behaupten, es sei die einzige Gelegenheit, bei der es dem Abgeordneten möglich sei, seiner Gattin zu imponieren; und so brachte es denn der Pantoffel, unter dem der Herr Reichstagsabgeordnete stand, zuwege, daß der Parlamentarier rege an der deutschen Gesetzgebung teilnahm. Eines Tages aber geschah es, daß der sonst so liebenswürdige Präsident den sich zum Worte meldenden Abgeordneten überfah — und zwar nicht einmal, sondern auch beim nächsten Male. Da riß dem Abgeordneten der Geduldsfaden, er erhob sich und rief zum Präsidententisch hinüber: „Ich habe mich bereits zum dritten Male zum Worte gemeldet!“ Am den Mund des Präsidenten spielte ein feines Lächeln, er wandte den Kopf zur Tribüne und sagte: „Entschuldigen Sie, erst jetzt sehe ich — Sie!“ Ein wahrer Heiterkeitsturm durchzog das Haus, welcher der Abgeordnetengattin sichtlich nicht sehr angenehm in den Ohren klang.

Die Herrschaft des Pantoffels ist in allen Gesellschaftsphären heimisch, und wenn auch irgendein weiser Mann einmal behauptet hat, je schöner die Frauen gewachsen seien, desto weniger seien wir Männer ihnen gewachsen, so war der Pantoffel häßlicher Frauen ebenso mächtig wie derjenige schöner; alte Frauen schwingen ihn ebenso wie die jungen, und verschiedenartig sind die Mittel, mit denen die Frauen operieren, um diese Macht zu erreichen.

Rund um den Erdball.

Der eine mach't's, der andre besacht's.

(Nachdruck verboten.)

Sonst — — —

Die Ehe ist eine merkwürdige Sache; jeder denkt anders darüber. So kann man in der „Mitteldeutschen Zeitung“ in Erfurt folgenden Bericht über eine Gerichtsverhandlung lesen: „. . . es wurde festgestellt, daß der Angeklagte verheiratet, doch . . . nicht verheiratet sei und vier Kinder sowie acht Gänse hat.“

Womit gerichtsnotorisch sein dürfte, daß die Heirat in irgendeinem Sinne als Vorstrafe gilt. Manche Verheiratete behaupten, sie hätten das schon vorher gewußt.

Ein schwieriges Rezept.

Die sportliche Zeitschrift „Sport und Sonne“ brachte jüngst in ihrem „Briefkasten“ die fachmännische Antwort auf irgendeine Anfrage:

„Legen Sie Ihren Darm in Öl. Das Verfahren stammt von Dr. med. Grettler in München.“

Wenn ich wüßte, wofür dieses Rezept gut ist, würde ich das auch einmal gern machen. Aber wie legt man seinen Darm in Öl? U. A. u. g.

Musik.

Ein Berliner Blatt ließ sich aus Wien melden, Kammerfänger Kirchhof, der an der dortigen Oper gastiere, habe als Kristian im „Lannhäuser“ einen durchschlagenden Erfolg gehabt.

Das erinnert an den Witz, wo zwei Herren in der Opernloge sitzen und sich folgendes Gespräch entspinnt:

„Wer singt eigentlich den Lannhäuser?“

„Mein Herr, es wird der Freischütz gegeben.“

„So, so? Na, da hatt' ich lange auf den Schwan warten können.“

Fabelhaft.

Seit dem Jahre 1876 befindet sich im Britischen Museum zu London ein mit Hieroglyphen beschriebenes Stück Pergament aus

dem Jahre 4200 v. Chr. Seit 53 Jahren studieren die Gelehrten an dem Inhalt herum, der nicht zu entziffern war. Es handelt sich um eine Rechenaufgabe, und wohl zwanzig Gelehrte haben sich den Kopf zerbrochen, warum man gerade diese Aufgabe nicht lösen könnte. Erst jetzt, nach 53 Jahren, ist es dem Ägyptologen Sir Nebouel Clauville gelungen, festzustellen, daß die Addition nicht stimmte, daß sich also jener alte Ägypter verrechnet hat. Wir dürfen wieder aufatmen, denn was wäre es für eine Blamage gewesen, zu erfahren, daß sich unsere Gelehrten 53 Jahre lang verrechnet hätten?
Cubert.

Zwei Menschen im Park.

Von Otto N. Gervais.

Heute morgen fanden Spaziergänger im Ostpark auf einer Bank zwei junge Menschen tot auf. Das junge Mädchen war durch einen Schuß ins Herz getroffen, der junge Mann wies eine Schläfenwunde auf. Ein Meinkatzenbrüger Browning lag vor ihnen auf der Erde. Man nimmt Selbstmord an. Ursache noch unbekannt.
(Aus einer Zeitungsnotiz.)

Vor mir gingen drei Paare. Ein junger Mann und ein junges Mädchen, eine Dame und ein Herr, — ein Greis und eine Frau. Ich ging, — als sich die Wege im Park verzweigten, denen nach, die ich am glücklichsten glaubte: dem jungen Mann mit blondem, wehendem Haar und dem jungen Mädchen mit hellen, goldgelben Locken. Sie gingen vor mir, schlugen einsame Pfade ein, gemächlich schlenderten sie dahin, kaum sprechend. Ihre Gesichter hatte ich noch nicht gesehen. Ich stellte sie mir beide wunderschön vor. Ihr Wuchs war königlich, ihr Gang elastisch, ihre Kleidung zeigte jene unaufbringliche Eleganz, wie sie Menschen von Lebensart eigen ist. — Ich malte mir ihr Glück aus, ihre Liebe, und wie ein Bettler schlich ich hinter ihnen her...

Doch warum sprachen sie nicht, warum deutete keine Geste, kein heimlicher Händedruck ihre zärtlichen Gefühle an? Warum banden beide ihre Arme nicht in süßem Mühen? Der Park lag einsam, Dämmerung senkte sich auf die herbstlichen Büsche. Sie konnten mich nicht bemerken. Waren sie nicht verheiratet? Waren es Bruder und Schwester? Dieser schöne Totfall und die herrliche Amalaskivinta?

Ein greinender, summender Wind umfoste beider Haar. Sie sprachen immer noch nicht zusammen. Vielleicht war ihr Gemüt lustvoll bewußtlos, — man schweigt, wenn die Seelen singen. Dennoch erschien mir dies seltsame Gebaren unheimlich, ein wenig unnatürlich, etwas unheimlich und geheimnisvoll.

Auf einer Bank ließen sie sich nieder. Ein Weg führte an ihnen vorüber. Ich schritt ihn entlang. Sie würdigten mich keines Blickes. Und dann sah ich ihre Gesichter, — nur zwei Sekunden, aber sie genügten, um mich erschauern zu lassen! In die bleichen Hügel hatte das Leben eine lapidare Kunstschrift gemeißelt. Philosophen sehen so aus, die in abgründige Welten geschaut haben, doch diese hier, zwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt, wie kamen solche Gram- und Glanzfurchen auf diese Stirnen, auf diese Wangen?

Ich wandte mich noch einmal zu ihnen um und sah an ihren schlanken Fingern goldene Ringe aufblitzen: Verlobt? Verheiratet?

Die Begegnung wurde immer rätselhafter, und als ich jetzt den Pfad hinter ihnen her zurückschritt, hörte ich deutlich jenen Satz, den ich später wohl hundertmal dem Kriminalkommissar wiederholen mußte: „Wenn uns doch jemand das Geld zur Scheidungslage gäbe...“

Da begriff ich, — Hier saßen zwei Menschen nebeneinander, die friedlich darüber sprachen, wie sie sich trennen könnten. Doch weshalb wollten sie voneinander los? Warum überlegten sie beide dasselbe Ziel? Hatte die neue Sachlichkeit alle diabolische Leidenschaft in ihnen zerschüttelt? Wie konnte die Jugend, dieser wilde Schwan, so vernünftig denken? — Es wird eine Augenblicksstimmung sein, ein gestillter Hunger, eine Pause zwischen zwei Akten, Reaktion auf ein Fieber.

Dunkelheit brach herein über den Park, die beiden Menschen und meine Gedanken. — Und morgens entfiel die Zeitung meinen zitternden Händen...

Der andächtige Hörer.

Wie in manch anderen englischen Seestädten gibt es im Hafen von Liverpool eine schwimmende Kirche, ein altes, mit einem Oberbau versehenes Schiff.

An einem sehr stürmischen und regnerischen Sonntagmorgen begab sich nun der Prediger zur Kirche, um Gottesdienst abzuhalten. Schon hatte er geschwankt, ob er bei dem abscheulichen Wetter nicht lieber daheim bleiben solle, dann hatte aber sein Pflichtgefühl gestiegen und ihn in seine Kirche getrieben. Er stieg aus dem Wagen, der ihn dorthin gebracht, schloß die Tür auf und wartete nun auf seine Zuhörerschaft.

Eine Viertelstunde verging — endlich trat eine Gestalt hinein, angeht mit einem großen Regenmantel, und nahm beiseiden auf der hintersten Bank Platz.

Der Geistliche wandte sich — da niemand mehr zu kommen schien — an den Mann mit der Frage, ob er in Anbetracht der Tatsache, daß er in der Kirche der einzige Zuhörer sei, mit einem kurzen Gebet zufrieden sei oder ob er die ganze Predigt hören wolle.

„Wenn es an dem ist,“ erwiderte der Mann, „und ich die Worte habe, dann möchte ich doch die ganze Predigt hören.“

Der Pfarrer entsprach diesem Wunsche, denn er war sehr erfreut, einen solch frommen Hörer gefunden zu haben. So geriet er in großen Eifer und tat sein Möglichstes, um Herz und Gemüthen des Andächtigen zu erschüttern.

Eine volle Stunde währte die Predigt, der der einsame Mann in seiner Ecke andächtig lauschte, dann sprach der Geistliche das Schlussgebet und ging zu seinem Hörer, um ihm die Hand zu drücken.

Er erlebte eine kleine Enttäuschung. Der Hörer war nämlich kein anderer — als sein eigener Droschkentritscher, den er auf Zeit gemietet hatte, und der darum die lange Predigt dem kurzen Gebet vorgezogen hatte.

Seitdem soll der Pfarrer an der Schiffskirche zu Liverpool für einen Hörer nicht mehr predigen.
R. A. Prusz.

Aus aller Welt.

Das englische Narrenseil. In verschiedenen englischen Städten ist in der Faschingszeit ein eigentümlicher Brauch anzutreffen, das rope pulling oder Seilziehen. Von der Stadtbehörde wird ein langes dickes Seil angeschafft und vom Rathaus aus auf die Straße hinabgelassen. Jung und alt strömt nun herbei, um das Seil zu haschen. Es bilden sich bald zwei Parteien, die hin und her ziehen. Die Partei, die die größere Kraft aufbringt, erhält einen Preis in barem Gelde, das nachher verschmaust wird. Oftmals dauert der Kampf eine lange Zeit, und der Preis muß sauer verdient werden.

Wird die Welt verrückt? Die halbe Welt im Jahre 2139. Nach der Statistik eines berühmten Gelehrten, kam im Jahre 1926 auf je 150 Normale ein Geisteskranker. Noch 1897 kam auf je 312 Gefunde ein Kranke, und 1859 auf je 535. So wird das Verhältnis von Verrückten zu Normalen immer größer. Der Gelehrte hat berechnet, daß bei diesem Anwachsen des Verhältnisses im Jahre 2139 genau die Hälfte aller Menschen verrückt sein wird. Von diesem Jahr ab werden die Verrückten eine immer größere Mehrheit bilden. Eine nette Aussicht, aber wir werden's ja nicht erleben.
N. T.

Eine neue Chezeitung. Für 10 Cent französische Liebesgeheimnisse. In der Stadt Cambridge, Massachusetts, U. S. A., erscheint seit kurzem eine Zeitschrift unter dem Titel „New Era and Advertiser“. Englische Blätter sind bestig erregt über den Inhalt. Zweck des Blattes ist hauptsächlich, eine Korrespondenz zwischen Männern und Frauen zueinander späterer Abschließung der Ehe einzuleiten. Die Zeitschrift veröffentlicht Photographien von Frauen. In der letzten Nummer erscheint eine ganze Reihe im Alter von 19 bis 53 Jahren. Die Veröffentlichungen sowie auch die Annoncen sollen, laut englischen Blättern, sehr fragwürdiger Natur sein, so heißt es u. a., daß man gegen Einfindung von 10 Cent „Französische Liebesgeheimnisse direkt aus Paris“ erhält. Die englische Presse bezeichnet diese Zeitschrift als sehr erwünscht. Offenlich sollen nicht, wie es leider ja oft Tatsache ist, wiederum viele Leute auf derartige Annoncen herein und senden dem „Verkäufer französischer Liebesgeheimnisse“ ihre ersparten Pfennige, an denen sich solch ein Mann bereichert. Oft genug kommen ja vom Ausland Anpreisungen, wie z. B. für zwanzig Mark ein unfehlbares Mittel zur Abgewöhnung des Rauchens, die dann leider auch Anklag finden.
N. G.

Die Post in der Pseife. Das Neueste auf dem Gebiet des Radio ist ein vollständiger Hörer im Pseifenkopf. Touristen, Motorradfahrer und Radfahrer können also ihren Radioapparat in der Tasche nachtragen. Diese Miniatur-Empfangsstation kann an der Außenseite der Pseife befestigt oder im Pseifenkopf angebracht werden. Die Antenne wird an dem ersten besten Baum angebracht und ist mit dem anderen Ende an der Pseife verbunden. Man bleibt also mitten im Walde, auf der Heide oder auf den Bergen mit der Stadt verbunden. Diese praktische Erfindung wird großen Beifall finden und den Touristen gute Dienste leisten.

Fröhliche Ecke.

Beleuchtung. Die Rukstunde der Rekruten ist beendet. Die Leute räumen ihre Plamotten fort, und Unteroffizier Kowallek, der Korporalschaftsführer, ist seines Dienstes ledig, was er damit dokumentiert, daß er eine Zigarettenschachtel zückt und sich eine „ins Gesicht steckt“. — „Hä — chem!“ räuspert sich Kowallek. — Die Leute reagieren sauer. — „Hä — chem!!“ — Da — endlich — springt ein Rekrut heran und reicht dem Herrn Unteroffizier ein brennendes Streichholz hin. „Perls!“ jagte Kowallek mit Nachdruck. „Merkt euch! Wenn ein Vorgesetzter eine Zigarette herausholt und sie in den Mund steckt, dann muß das im Nu um ihn herum aussehen wie ein Weihnachtsbaum!“

Schlechte Aussichten. Sängerin: „Ich bin nicht geblieben, weil bei dem Theater doch keine Aussichten für mich waren.“ — Ihre Freundin: „Wieso denn nicht?“ — Sängerin: „Der Direktor war verheiratet.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Poznan.